

WIR WAREN ZUSAMMEN

THRILLER



ERIK FALKNER

WIR WAREN ZUSAMMEN

THRILLER





ERIK FALKNER

Impressum

Wir waren zusammen

© 2026 Erik Falkner

Kontakt: e.schrempf@a1.net

Alle Rechte vorbehalten.

Hinweis zur KI-Unterstützung: Bei der Erstellung und Überarbeitung dieses Werkes wurden die KI-Systeme Claude und ChatGPT unterstützend verwendet.

Die inhaltliche Verantwortung, Prüfung und Endfassung liegen beim Autor.

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt.

Wir waren zusammen

Thriller

Erik Falkner

TEIL I – NORA

Kapitel 1 – 2.13 Uhr

Um 2.13 Uhr bittet mich eine Tote um ein Alibi.

Das Telefon vibriert auf der Matratze neben meinem Kopf. Einmal, dann wieder. Ich greife danach. Das Displaylicht trifft meine Augen.

2.13 Uhr.

Darunter steht ein Chatname, den ich seit Monaten nicht geöffnet habe.

Wir sechs.

Absender: Lea Winter.

„Wir waren zusammen. Gestern Abend. Bei mir. Keine Fragen.“

Ich setze mich auf. In der Wand knackt ein Heizungsrohr. Danach schweigt das Haus.

Der Rahmen des Telefons drückt gegen meine Handfläche. Ich kenne die Formel. Vor zwölf Jahren haben wir vereinbart, dass jeder von uns diesen Satz einmal verwenden darf. Wer ihn schreibt, verlangt ein gemeinsames Alibi. Die anderen bestätigen zuerst. Fragen kommen später. Niemand hat den Pakt bisher benutzt.

Der Satz setzt etwas in Gang, das zwölf Jahre stillgelegen hat.

Unter Leas Nachricht erscheint eine Antwort.

Jonas: „Ja.“

Er muss wach gewesen sein, oder das Telefon lag griffbereit neben ihm. Die Formel hat er ebenso schnell erkannt wie ich.

Der Pakt verlangt auch meine Antwort.

Wer jetzt zögert, könnte Lea im entscheidenden Moment im Stich lassen. Die Erklärung kann warten.

Ich tippe: „Ja.“

Der Haken erscheint. Ich starre auf das Wort und halte das Telefon fester als nötig. Drei Buchstaben, und ich habe ein Versprechen eingelöst, von dem ich nicht weiß, was es abdeckt.

Acht Monate lang lag Leas Name auf meinem Display, ohne dass ich ihn antippte. Ich drehte das Telefon um, wenn eine Nachricht von ihr kam. Ich habe in diesen Monaten oft überlegt, was ich ihr schreiben würde, falls sie den ersten Schritt macht. Keiner meiner Entwürfe hat mit Ja begonnen. Jetzt benutzt sie das einzige Versprechen, das ich ihr nie zurückgenommen habe.

Felix antwortet nach einem kurzen Abstand. „Ja.“ Sonst schreibt er nie ein Wort, wenn drei Sätze möglich sind.

Amelie folgt. „Ja.“ Keine Sprachnachricht. Zum ersten Mal, seit ich sie kenne.

Kira zuletzt. „Ja.“

Fünfmal steht dasselbe Wort im Chat. Kein zweiter Satz. Kein Emoji. Keine Frage. Wir klingen wie ein einziger Mensch.

Ich stelle die Füße auf den Boden. Die Dielen sind kalt. Leas Nachricht bleibt auf dem Display.

Bei mir.

Mein gestriger Abend mit Lea spielte nicht bei ihr. Er spielte im Aurora.

Das stillgelegte Kino kehrt in Ausschnitten zurück. Mattes Arbeitslicht fiel durch den Saal und warf breite Schatten über die Reihen. Die Sitze hatten ihre Farbe verloren, der Stoff an den Lehnen war dünn und an den Kanten aufgerissen. Staub lag zwischen den Stuhlbeinen, aufgewirbelt von unseren Schritten. Es roch nach kaltem Stoff und alter Farbe, nach einem Ort, den seit Jahren niemand mehr geöffnet hatte.

Lea stand nahe der Treppe, die nach oben führte. Ihre Stimme trug durch den leeren Saal, obwohl sie nie laut wurde. Die Akustik des Raums gab jedem Wort ein Echo, das an den Wänden verklang. Je ruhiger Lea sprach, desto genauer wählte sie ihre Worte. Es klang nicht nach einem

Gespräch. Es klang nach einer Urteilsverkündung, bei der nur sie den Richterspruch kannte.

Es ging um Mila.

Seit acht Monaten sprechen Lea und ich nur miteinander, wenn Schweigen nicht ausreicht. Der Bruch begann mit Milas Bewerbung an einer Kunsthochschule. Lea hatte Formulierungen vorgeschlagen und mit meiner Schwester über deren Zukunft gesprochen. Über einen möglichen Umzug. Über ein Leben außerhalb von Lindensee.

Sie nannte es Unterstützung. Für mich war es eine Grenzüberschreitung, denn sie hatte sich auf Milas Seite gestellt, ohne mich zu fragen.

Mila ist zwanzig. Sie hält das für ein Alter, in dem niemand mehr das Recht hat, sie vor einer falschen Entscheidung zu bewahren. Ich halte es für ein Alter, in dem eine falsche Entscheidung Jahre kosten kann.

Gestern im Aurora führte Lea denselben Streit weiter. Ihre Stimme blieb ruhig. Je direkter ich wurde, desto sorgfältiger setzte sie ihre Sätze.

Sie behauptete, ich würde Mila Entscheidungen abnehmen und das Fürsorge nennen. Ihre Ruhe hatte etwas Abgeschlossenes, als hätte sie den Streit längst zu Ende gedacht und teilte mir nur das Ergebnis mit.

Ich fiel ihr ins Wort. Lea ließ mich ausreden. Sie verschränkte nicht die Arme, sie lehnte sich nicht zurück. Sie stand einfach da und hörte zu, als sammle sie meine Sätze, um sie anschließend auseinanderzunehmen. Ihre Gelassenheit machte meine Antworten lauter, als sie im leeren Saal ohnehin klangen.

Sie war der einzige Mensch, der meinen Wunsch, Mila zu schützen, nicht für einen Beweis meiner Liebe hielt. Für Lea war er ein Beweis dafür, dass ich meiner Schwester nicht vertraute. Dass ich ihr zutraute, die falschen Entscheidungen zu treffen, und deshalb die Entscheidung für sie traf.

Vielleicht hat mich das am meisten getroffen. Nicht, dass sie sich einmischte. Sondern dass sie mich kannte wie niemand sonst und trotzdem gegen mich entschied.

Der genaue Wortlaut des Streits bleibt im Aurora. Auch mein letzter Satz.

Als ich zur Tür ging, stand Lea am Fuß der Treppe und sah mir nach. Eine Hand am Geländer. Hinter ihr führten die Stufen nach oben.

Aufrecht. Unverletzt.

Ich öffne Leas Kontakt. Die grüne Anruftaste liegt unter meinem Daumen.

Einmal tippen, warten, ihre Stimme hören. Ich könnte fragen, ob sie mit „bei mir“ das Aurora meint. Doch das

Kino gehört ihr nicht, und „bei mir“ müsste ihre Wohnung bedeuten. Wir waren nicht in ihrer Wohnung.

Mein Daumen ruht über der Taste.

Keine Fragen.

Lea wird sich erklären, wenn es hell wird. Ich muss ihr die Nacht lassen, bevor ich die Abmachung breche.

Ich ziehe den Daumen zurück und kehre in den Gruppenchat.

Lea würde die Formel nicht grundlos verwenden. Diese Überzeugung hat für mein Ja gereicht. Gegen die falsche Ortsangabe hilft sie nicht.

Mein Ja steht im Chat. Trotzdem lese ich Leas Nachricht noch einmal.

Felix' Abend kenne ich nicht. Amelies und Kiras ebenso wenig. Von Jonas weiß ich, dass er um 2.13 Uhr wach war und als Erster geantwortet hat.

Sicher ist meine eigene Strecke.

Von meiner Wohnung zum Aurora. Durch das Foyer in den Kinosaal. Nach dem Streit zurück nach Hause. Wege, Uhrzeiten, Abfolgen. So ordne ich Abläufe, wenn eine Strecke nicht aufgeht: die letzte gesicherte Position suchen, von dort rückwärts arbeiten, bis jeder Abschnitt geschlossen ist.

Für gestern Abend habe ich vier Punkte. Lea bestellt mich ins Aurora, wir streiten über Mila, ich gehe, Lea

bleibt im Saal.

Ihre Nachricht am Nachmittag hatte aus einem einzigen Satz bestanden: Wir müssen das klären. Im Aurora wartete sie zwischen den leeren Reihen, als hätte sie das Gespräch zu Ende gedacht, bevor ich den Saal betrat.

Ich lege das Telefon auf die Matratze. Das Display erlischt.

Die Dunkelheit hält an. Dann tippe ich den Bildschirm wieder an. 2.14 Uhr.

Ich behandle die Nachricht wie eine fehlerhafte Route. Ausgangspunkt, Ziel, Zeitfenster. Lea nennt einen Abend, aber keine Stunde. Sie nennt ihren Ort, aber keine Adresse. Sie nennt uns als Gruppe, obwohl jeder von uns einen anderen Abend gehabt haben muss.

Die Unschärfe wirkt nicht zufällig.

Entweder bezeichnet Lea das Aurora als ihren Ort, oder sie verlangt von uns eine Lüge über ihre Wohnung. Im ersten Fall wäre die Formulierung eigenwillig. Im zweiten wäre sie bewusst falsch. Die Nachricht lässt beide Deutungen zu, ohne eine davon zu bestätigen. Wer sie liest, wählt die harmlosere. Wer sie geschrieben hat, weiß, welche stimmt.

Wofür braucht sie uns?

Fünf Menschen haben gerade bestätigt, dass sie einen Abend gemeinsam verbracht haben, den es so nicht

gegeben hat. Keiner hat gefragt, warum. Keiner hat gezögert, außer in den Sekunden, die zwischen den Nachrichten vergangen sind.

Ich hätte schweigen können. Ich hätte anrufen können. Stattdessen habe ich mich an das Versprechen gehalten, weil ich es gegeben habe. So haben wir es mit siebzehn verstanden.

Damals schien ein Satz groß genug, um sechs Menschen zusammenzuhalten. Jetzt passt er auf einen Bildschirm.

Keine weitere Nachricht erscheint. Unter Kiras Antwort bleibt die Fläche leer.

Vom Aurora bleibt Leas Blick an der Treppe. Sie stand unter dem Arbeitslicht und sah mir nach. Zwischen uns war nichts geklärt. Ich ging trotzdem. Es war leichter, ihr den Rücken zuzudrehen, als ihr weiter zuzuhören.

Mein Teil dieses Abends endet an der Tür des Aurora.

Ihre Nachricht reicht darüber hinaus.

Zwischen meinem Weggang und ihrer Nachricht liegen Stunden, die ich nicht kenne. Stunden, in denen Lea allein im Aurora war. Oder nicht allein. Etwas hat sie dazu gebracht, einen Pakt zu aktivieren, den zwölf Jahre lang niemand angerührt hat. Etwas, das nach meinem letzten Blick auf sie geschah.

Lea brauchte kein Alibi für den Teil des Abends, den ich kannte. Sie brauchte eines für die Zeit danach.

Kapitel 2 — Die Geschichte, die wir erzählen

Die Geschichte, die ich gleich erzählen werde, hat sechs Zeugen und keinen einzigen Beweis.

Ich fahre mit einer Hand am Lenkrad durch den grauen Morgen und lasse die andere auf dem Stapel Fahrzeugschlüssel liegen. Die Scheiben sind feucht, die Straße vor dem Betriebshof noch leer. Als ich das Tor aufziehe, riecht es nach kaltem Metall und nassem Beton. Drinnen steht die Routine an ihrem Platz: Schlüsselhaken, Tourenpläne, die weiße Tafel mit den Abfahrtszeiten. Ich prüfe die Haken, bevor ich den ersten einhänge.

Auf meinem Telefon steht der Gruppenchat still unter Leas Nachricht. Fünfmal Ja. Kein weiterer Ton. Keine neue Zeile. Ich öffne ihn ein zweites Mal, dann ein drittes, als könnte zwischen den Antworten etwas aufgetaucht sein. Leas Name bleibt unbewegt über dem Text. Ich schreibe ihr nicht.

„Keine Fragen“ — so lautet die Regel, seit wir zwölf waren. Wer fragt, bricht den Pakt. Erst bestätigen. Später verstehen. Ich halte mich daran, obwohl es mir inzwischen wie ein Witz vorkommt, den niemand mehr lustig findet.

Eine FahrerIn kommt zu früh, will einen Ersatzschlüssel. Ein Auftrag für Feldkirch verschiebt sich. Ich greife nach den Listen, weil Listen einfacher sind als Gedanken. Während ich Abfahrtszeiten kontrolliere und Fahrtfenster nachrechne, rechne ich im Kopf weiter zurück. 18.40 Uhr. Das matte Licht im Saal. Lea im hinteren Bereich, aufrecht, unverletzt. Mein Weggang. Die Heimfahrt. Der Punkt, an dem die Nachricht auftauchte. 2.13 Uhr. Dazwischen liegt ein Zeitfenster, das nur mir gehört.

Der Kaffee auf dem Schreibtisch ist kalt, bevor ich ihn anrühre. Ich trinke zwei Schlucke und lege das Handy mit dem Display nach unten. Der Chat wird sich nicht verändern. Kein Nachsatz. Kein Anruf. Kein Fehler in der Formel. Ich versuche, an die Touren zu denken, an die Feldkirch-Lieferung, an den Auftrag, der noch verschoben werden muss. Aber mein Kopf rechnet weiter. Er ordnet Uhrzeiten wie Lieferzettel: eins nach dem anderen, lückenlos, kontrollierbar.

Kurz nach sieben öffnet sich die Tür.

Miriam Dorn kommt nicht schnell herein, nicht mit dem polierten Ermittlungstheater, das man aus Filmen kennt. Sie trägt einen dunklen Mantel, den sie nicht ablegt, und blickt einmal durch den Raum, als würde sie bereits wissen, wo die Dinge liegen. Es ist diese Ruhe, die sofort alles andere unruhig macht.

„Frau Auer?“

Ich nicke.

„Miriam Dorn. Kriminalpolizei Lindensee.“

Sie hält meine Hand nicht länger als nötig. Ihre Augen sehen auf die Tourenmappe, auf das umgedrehte Handy, auf den Haken, an dem nichts hängt, obwohl dort etwas hängen sollte.

„Kennen Sie Lea Winter?“

Die Frage ist schlicht genug, um gefährlich zu sein.

„Ja“, sage ich. „Sie war eine enge Freundin.“

Das Wort Freundin bleibt im Raum stehen wie etwas, das man von Hand ausrichten müsste. Ich sage nicht, wie nah. Ich sage nicht, seit wann die Entfernung zwischen uns steht. Miriam fragt nicht nach dem Rest. Noch nicht.

Draußen startet ein Motor. Jemand ruft nach einem Frachtbrief. Miriam wartet, bis es still wird, und sagt dann etwas, das ich erst nach einem Atemzug vollständig aufnehme.

„Lea Winter wurde heute Morgen tot im Lichtspielhaus Aurora aufgefunden.“

Ich hänge den Fahrzeugschlüssel an den falschen Haken. Der Fehler ist sofort sichtbar. Ich korrigiere ihn nicht.

„Wann?“, frage ich.

Nicht die Todesursache. Nicht die Einzelheiten. Nur wann. Ich höre mich selbst und klinge wie jemand, der

einen Liefertermin bestätigt.

Miriam sieht auf ihre Notizen. „Heute früh.“

Ich taste nach dem Handy, drehe es um. Leas Name über dem Text. Aurora. Sie sagt Aurora. Ich war dort. Gestern Abend. Das war neun Stunden, bevor die Nachricht kam. Ich sehe den Saal vor mir, das matte Licht, Leas Silhouette im hinteren Bereich. Und jetzt ist sie tot, und der Ort, an dem ich sie zuletzt gesehen habe, ist der Ort, an dem sie gefunden wurde. Ich lege das Handy zurück auf den Tisch, mit dem Display nach unten, als könnte das etwas verbergen.

Lea lebend. Unverletzt. Das ist die letzte sichere Kante. Alles dahinter ist Bewegung im Dunkeln.

Im Nebenzimmer klingelt ein Telefon. Ich höre es, aber ich gehe nicht hin.

„Wann haben Sie Lea zuletzt gesehen?“, fragt Miriam.

Ich weiß, dass es jetzt nur zwei Wege gibt: die Wahrheit oder die gemeinsame Geschichte. Wahrheit bedeutet den tatsächlichen Ort, den tatsächlichen Abend, das tatsächliche Gespräch unter vier Augen. Gemeinsame Geschichte bedeutet Leas Wohnung, alle sechs, privater Abend.

Die Nachricht gibt nur Zeitraum und Ort vor. Den Rest muss ich selbst füllen — oder offenlassen.

„Gestern Abend“, sage ich. „Mit den anderen. Bei Lea zu Hause.“

Der Satz kommt ruhig heraus, als hätte ich ihn geprobt. Ich habe ihn nicht geprobt. Ich habe nur Leas Nachricht oft genug gelesen, um den Rahmen zu kennen: sechs Personen, Leas Wohnung, zwanzig bis vierundzwanzig Uhr. Alles andere fehlt. Keine Speisen, keine Sitzordnung, keine überprüfbaren Details. Das Alibi ist ein leerer Raum, den ich gerade betreten habe, ohne zu wissen, wie die Möbel stehen.

Miriam nimmt den Stift aus der Innentasche ihres Mantels, schlägt ein Blatt auf und schreibt eine Zeile. Ich höre das Kratzen auf dem Papier, obwohl der Betrieb weiterarbeitet: ein Wagen, der draußen rangiert, das Zuschlagen einer Tür.

„Wer war zuerst da?“

„Ich weiß es nicht mehr genau.“

„Was wurde gegessen oder getrunken?“

„Wir haben privat geredet. Nicht viel gegessen.“

„Wie lange waren Sie dort?“

„Zwischen zwanzig und vierundzwanzig Uhr.“

Miriam schreibt. Sie fragt nicht in einem Schwall, sondern einzeln, mit Pausen dazwischen, damit ich jedes Mal hören kann, wie dünn meine Antwort klingt.

„Warum traf sich die Gruppe nach so langer Zeit?“

„Lea wollte etwas klären.“

„Was denn?“

Ich sage den Satz so ruhig, dass er mir fast fremd vorkommt. „Das ist kompliziert.“

Miriam hebt den Kopf. „Dann halten wir es vorerst bei ‚kompliziert‘.“

Im Hintergrund ruft jemand meinen Namen. Ich antworte nicht. Eine Fahrerin klopft, wartet, geht wieder. Der Betrieb läuft weiter, als hätte niemand den Satz über eine Tote ausgesprochen. Ich schiebe einen Stapel Lieferzettel gerade, weil ich nicht weiß, was ich sonst mit meinen Händen tun soll. Dinge ausrichten. Reihenfolgen ordnen. Als könnte ich, wenn ich die Ränder glattziehe, die Mitte retten.

Miriam fragt dieselben Dinge in leicht veränderter Reihenfolge. Wann genau ich angekommen sei. Ob ich allein gefahren sei. Wer das Treffen vorgeschlagen habe.

„Lea“, sage ich.

„Warum gerade gestern?“

Ich überlege, wie weit ich die Geschichte aufbauen kann, ohne sie zum Einsturz zu bringen. Jedes Detail, das ich hinzufüge, ist ein Punkt, den jemand überprüfen könnte. Jedes, das ich weglasse, ist eine Lücke, durch die Miriam irgendwann hindurchsehen wird.

„Es war kein besonderer Anlass. Sie wollte uns sehen.“

Miriam notiert. Ich improvisiere so wenig wie möglich. Private Unterhaltung. Lea habe eingeladen. Mehr nicht.

Ich merke, dass sie sich jede Formulierung aufschreibt und dieselben Sachverhalte später in veränderter Form wiederholt. Sie achtet nicht auf die Moral meiner Antworten. Sie achtet auf die Uhr. Auf die Lücken. Auf das, was ich präzise sage, und auf das, was ich auslasse.

„Wie war das Verhältnis zwischen Ihnen und Lea Winter?“

„Seit acht Monaten schlecht.“

„Warum?“

Mila. Ich sehe die Karte der Ausbildungsstadt, die noch auf meinem Tisch liegt, weil ich sie gestern nicht weggepackt habe. „Lea hat meine Schwester bei einer Bewerbung unterstützt. Ich fand, sie überschreitet damit eine Grenze.“

Miriam schaut nicht überrascht. Nur aufmerksam. „Hat Lea das auch so gesehen?“

„Nein.“

„Hat sie Ihnen das gesagt?“

„Nicht in diesen Worten.“

Ein kurzes Nicken. Sie lässt die Antwort stehen, wie man ein Messer auf dem Tisch liegen lässt — nicht drohend, aber sichtbar. Ich weiß nicht, ob ihr Schweigen Absicht ist oder Methode. Ich vermute beides.

Dann fragt sie nach dem Gebäude.

„Waren Sie gestern Nacht im Lichtspielhaus Aurora?“

Ich höre meinen eigenen Atem, bevor ich antworte.

„Nein.“

Die Lüge steht zwischen uns, sauber und klein und sofort belastbar. Ich erkenne sie in dem Moment, in dem ich sie ausspreche. Miriam hebt den Blick nicht einmal. Sie schreibt weiter, als hätte sie genau mit diesem Satz gerechnet.

„Sie waren nicht dort.“

„Nein.“

„Wann waren Sie zuletzt dort?“

„Vor Jahren. Als es noch Kino war.“

Sie nickt und notiert. Draußen hupt ein Lieferwagen. Ich bleibe sitzen, weil Miriam noch da ist und weil ich sonst anfangen würde, mich an der Kante meines Notizblocks festzuhalten. Der Betrieb braucht mich. Die Touren brauchen mich. Aber gerade bin ich nur eine Frau, die auf einem Bürostuhl sitzt und darauf wartet, dass die nächste Frage kommt.

Miriam fragt, wie ich nach Hause gefahren sei.

„Mit dem Auto. Zwölf, fünfzehn Minuten.“

„Sind Sie direkt gefahren?“

„Ja.“

„Und danach?“

Ich sehe auf die Tafel mit den Abfahrtszeiten, als stünde dort eine Antwort. „Geschlafen. Oder versucht zu schlafen.“

Miriam macht eine letzte Notiz. Dann legt sie das Blatt weg und schaut mich an, nicht unfreundlich, aber mit einer Aufmerksamkeit, die man nicht abschütteln kann.

„Lea Winter lag nicht in ihrer Wohnung“, sagt sie. „Sie lag im Vorführraum des Aurora.“

Ich habe gerade behauptet, nicht dort gewesen zu sein.

Mein Blick fällt auf den falschen Haken mit dem Fahrzeugschlüssel. Die kleine Unordnung, die keiner außer mir bemerkt. Ich spüre, wie meine Lüge sich zusammenzieht — nicht wie ein Netz, das reißt, sondern wie eines, das enger wird.

Ich frage nach der Uhrzeit.

Kapitel 3 — Tot vor 2.13 Uhr

Es gibt einen Moment, in dem eine Lüge fest wird wie Beton. Meine wird es um 11.20 Uhr auf der Polizeidienststelle von Lindensee.

Aber zuerst stehe ich noch auf dem Betriebshof und stelle Fragen, weil Fragen leichter sind als Schweigen.

„Wer hat sie gefunden?“

Miriam Dorn steckt ihren Stift weg, bevor sie antwortet. „Ein Mitarbeiter der Stadtwerke. Er hat morgens die Leitungen im Gebäude kontrolliert.“

„Wann?“

„Kurz nach sechs.“

„Wo genau?“ Ich höre selbst, wie sachlich meine Stimme klingt. Als würde ich eine Tour nachrechnen. „Wo genau im Aurora?“

„Das habe ich Ihnen gesagt. Im Vorführraum.“

„War es ein Unfall?“

Miriam sieht mich einen Moment länger an als nötig. „Das klären wir gerade.“

„Wann ist sie gestorben?“

„Auch das klären wir gerade.“ Sie greift in die Manteltasche und legt eine Karte auf meinen Schreibtisch. „Frau Auer, ich brauche Ihre Aussage zu Protokoll. Auf der Dienststelle. Heute noch.“

Ich nicke, weil Nicken einfacher ist als alles andere. Miriam geht, ohne sich noch einmal umzudrehen. Durch das Fenster sehe ich, wie sie über den Hof läuft, an den Wagen vorbei, als hätte sie jeden einzelnen schon katalogisiert.

Ich rufe Renate aus der Disposition zu mir, übergebe ihr die Tourenmappe, den Ersatzschlüsselkasten, die zwei offenen Aufträge für Feldkirch. Renate fragt nicht, warum. Sie ist seit elf Jahren im Betrieb und hat gelernt, dass man manche Gesichter nicht befragt. Nur einmal, als ich schon an der Tür bin, sagt sie: „Fahr vorsichtig.“

Auf der Fahrt zur Dienststelle rechne ich den Abend noch einmal durch. 18.40 Uhr, das Aurora, das matte Licht im Saal. Lea im hinteren Bereich, aufrecht, unverletzt. Unser Gespräch, das kein gutes war. Mein Weggang. Die Heimfahrt, zwölf bis fünfzehn Minuten. Und dann, viel später, um 2.13 Uhr, die Nachricht. Dazwischen liegen Stunden, über die ich nichts weiß. Ich denke an die Antworten im Chat. Jonas hat zuerst geantwortet. Kira zuletzt. Ich habe daraus nichts gelesen, damals, in der Nacht. Ich lese auch jetzt nichts daraus. Noch nicht.

Die Dienststelle riecht nach Papier und kaltem Kaffee. Am Empfang buchstabiere ich meinen Namen, obwohl die Beamtin ihn schon auf einer Liste hat. Man führt mich in einen Raum mit einem Tisch, drei Stühlen und einem Fenster, das auf einen Parkplatz zeigt. Ich warte. Auf dem Flur gehen Schritte vorbei, zweimal, dreimal, und bei jedem Mal frage ich mich, ob es Kira ist. Oder Jonas. Ob sie hinter einer dieser Türen sitzen und gerade dieselben Fragen beantworten. Ob ihre Antworten zu meinen passen.

Miriam kommt mit einer Mappe, die dicker ist, als sie heute Morgen hätte sein können.

„Ihre Freunde sind auch hier“, sagt sie. „Oder waren es schon. Wir befragen alle einzeln. Frau Sander, Herr Reiter, Frau Brandt, Herr Lorenz.“

Kira. Jonas. Amelie. Felix. Die Namen klingen fremd, wenn eine Ermittlerin sie ausspricht.

„Ich lese Ihnen vor, was übereinstimmt“, sagt Miriam und schlägt die Mappe auf. „Ein gemeinsames Treffen bei Lea Winter. Zeitraum von zwanzig bis vierundzwanzig Uhr. Private Unterhaltung. Keine besonderen Vorkommnisse.“ Sie sieht auf. „So weit sind sich alle einig.“

Ich sage nichts. Fünfmal Ja, denke ich. Wir haben alle denselben Satz bestätigt.

„Interessant wird es in den Einzelheiten.“ Miriam blättert um. „Wer zuerst da war, zum Beispiel. Da habe ich

Auf dem Weg vom Friedhof öffne ich den Gruppenchat. Wir sechs. Die letzte Nachricht ist immer noch Leas falsche Forderung, die keine von ihr war: Wir waren zusammen. Gestern, zwanzig bis vierundzwanzig Uhr. Bei mir. Keine Fragen. Darunter fünfmal Ja. Fünf Zustimmungen, jede einzelne inzwischen protokolliert, datiert, ausgewertet.

Ich lösche nichts. Ich schreibe keine neue Nachricht. Ich benenne die Gruppe nicht um, und ich verlasse sie nicht. Nicht aus Loyalität. Ich will nur nicht noch einmal so tun, als könne eine gelöschte Oberfläche verändern, was darunter geschehen ist. Ich archiviere den Chat. Er verschwindet aus der Liste. Er bleibt vorhanden. Das ist der Unterschied, den ich in diesem Herbst gelernt habe: zwischen etwas beenden und etwas verstecken.

Mila fährt mit mir zurück. Ich frage nicht, ob sie warm genug angezogen ist. Ich frage nicht nach Wien, nicht nach den Unterlagen, nicht nach der Zugverbindung. Die Fragen liegen mir im Mund wie immer, aufgereiht und abfahrbereit, und ich lasse sie stehen.

Nach ein paar Minuten sagt Mila: „Das Gespräch in Wien ist nächsten Donnerstag.“

Ich halte den Blick auf der Straße. „Gut.“

Mila wartet. Ich weiß, worauf sie wartet, denn zwölf Jahre lang kam an dieser Stelle immer dasselbe: Ich fahre dich. Ich prüfe die Verbindung. Ich komme mit. Ich rufe vorher dort an. Der ganze Fuhrpark meiner Fürsorge, der

immer schon beladen war, bevor jemand eine Bestellung aufgegeben hatte.

„Willst du, dass ich etwas davon übernehme?“, frage ich.

„Nein.“

„Dann nicht.“

Eine kurze Pause. Dann sagt Mila: „Du kannst mich zum Bahnhof bringen.“

„Ja“, sage ich.

Mehr nicht. Keine Versöhnungsszene, kein großes Gespräch. Mila hat entschieden, und ich übernehme die eine Aufgabe, um die sie gebeten hat. Eine Fahrt zum Bahnhof. Es ist wenig, und es ist genau richtig bemessen.

Am Abend bin ich allein in der Küche. Mila ist in ihrem Zimmer, hinter der Tür läuft leise Musik. Ich lege den Ausdruck von NACH UNS – NORA AUER auf den Küchentisch. Die Seiten sind vom Tragen an den Kanten gebogen, das Papier hat die Form meiner Manteltasche angenommen.

Ich habe drei Möglichkeiten. Ich kann die Rede vollständig lesen, heute Nacht, Satz für Satz, und mich von Lea ein letztes Mal erklären lassen. Ich kann sie vernichten, jetzt gleich, über der Spüle, und zusehen, wie Leas Version von mir zu Asche wird. Oder ich kann sie aufbewahren, ohne sie zur Wahrheit zu erklären.

Ich entscheide mich für das Dritte.

Ich hole einen schmalen Archivordner aus dem Regal, einen von denen, die ich für die Firmenunterlagen benutze. Auf das Register schreibe ich: Leas Version. Nicht Wahrheit. Nicht Nora. Nicht Wir sechs, nicht Nach uns. Leas Version. Zwei Wörter, die trennen, was zwölf Jahre lang verklebt war: Leas Beobachtungen, Leas Manipulationen, Leas Zuneigung, und mein eigenes Leben.

Bevor ich die Seiten einlege, lese ich den ersten Absatz. Nur den ersten. Lea beschreibt mich darin als jemanden, der jede Strecke plant, bevor die andere Person überhaupt gesagt hat, wohin sie will. Die Beobachtung trifft. Danach folgt ein Satz darüber, dass ich Verantwortung mit Kontrolle verwechsle. Auch der trifft, teilweise, öfter, als mir lieb ist.

Ich lese nicht weiter. Ich muss nicht für jeden folgenden Satz entscheiden, ob er richtig ist oder unfair, liebevoll oder manipulativ oder einfach nur gut gebaut. Lea konnte Dinge präzise ausdrücken. Präzision ist nicht dasselbe wie Vollständigkeit. Ein Frachtbrief kann fehlerfrei ausgefüllt sein und trotzdem nicht enthalten, was wirklich geladen wurde.

Ich lege die Seiten in den Ordner. Dahinter lege ich die Kopie der alten Kinokarte, nicht das Original, das liegt bei den Akten. Auf der Rückseite stehen die vier Zeilen, mit denen alles anfang: Wir waren zusammen. Einmal. Keine Fragen. 2:13. Ich zerreiße die Kopie nicht. Der Pakt hat

keine Wirkung mehr, aber nicht, weil ein Papier vernichtet wurde. Er hat keine Wirkung mehr, weil ich keine Zustimmung mehr gebe, bevor ich weiß, wozu ich zustimme.

Auf dem Laptop liegt die freigegebene Kopie meiner Audiodatei. NACH_UNN_NORA_AUER_FINAL. Ich ändere den Namen nicht. Ich lösche sie nicht, ich veröffentliche sie nicht, ich schicke sie nicht an Mila, ich benutze sie nicht als Erklärung für irgendetwas, das ich getan oder unterlassen habe. Ich verschiebe sie in einen geschützten Archivordner, und daneben speichere ich eine kurze Textdatei. Sie enthält zwei Sätze:

Dies ist Leas Darstellung. Sie ist weder vollständig noch bedeutungslos.

Mehr schreibe ich nicht. Mehr weiß ich nicht.

Ich denke nicht darüber nach, ob Lea mir vergeben hätte; die Frage gehört ihr, und sie kann sie nicht mehr beantworten. Ich weiß nicht, ob ich Kira je vergeben werde. Ich weiß nicht, ob ich Jonas noch einmal sehen will, in einem Gerichtssaal oder irgendwo sonst. Ich weiß nicht, ob Felix und Amelie in meinem Leben bleiben, ob wir vier je wieder freiwillig in einem Raum sitzen. Ich lasse die Fragen offen stehen, wie man ein Tor offen stehen lässt, durch das vielleicht nie wieder etwas geliefert wird.

Was ich weiß, ist wenig, und es trägt: Die Wahrheit über Leas Tod ist rekonstruiert. Jonas' Handlung hat einen Satz